universität innsbruck
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Unterm roten Adler

Greinz, Rudolf

Leipzig, 1913

Der Pestilenzen Peter

urn:nbn:at:at-ubi:2-9681

Der Pestilenzen Peter.

Vor einem Jahr hatte man dem alten Gfrörerbauern das letzte Geleite gegeben. Einige boshafte Seelen im Dorf, deren es ja immer genug gibt, hatten behauptet, der alte Kaspar habe wohl sein Lebenlang zu „naß gefüttert". Das ist aber bei manchem der Fall, dem die Leber auf der Sonnenseite liegt, und läßt sich gegen solche Naturanlage oft schwer ankämpfen.

Der alte Gfrörer war nichtsdestoweniger ein redlicher Mensch gewesen, der zu seinem Anwesen schaute, an den Werktagen für zwei Knechte arbeitete und nie in jenen verderblichen Schlendrian verfiel, der Fünfe gerade sein läßt.

Mitten im Dorf lag der stattliche Bauernhof mit seinen blütenweiß getünchten Wänden, den grasgrünen Fensterladen und dem geschnitzten Sölder, der um das ganze erste Stockwerk des Hofes lief. Zwölf Waldteile gehörten zu dem Gut und auch sonst Acker, Wiesen und Bergmahden genug, daß wohl eine Familie darauf hausen und sich jeden Tag des Jahres ohne Sorgen satt essen und an hohen Feiertagen und zu Kirchweih auch noch ein Gutes darüber tun konnte.

Wie so manches im Leben ungleich verteilt ist, so war es auch hier der Fall. Sitzt da oft ein Kleinhäusler mit einem Weib und einer Schar hungriger Kinder, die sich unheimlich schnell vermehren wie Königshasen, auf einem kleinem Gütlein, das ein paar Nußbäume beschatten und ein Jagdhund mit wenigen Sprüngen durchmessen könnte.

Auf dem stattlichen Gfrörerhof saß aber nur ein einziger Erbe. Die alte Bäuerin war, da sie mit dem Peter in den Wochen lag, gestorben. Der kleine Bub hatte nie eine fürsorgende Mutterliebe kennen gelernt, wuchs unter dem Gesinde auf und bekam selten ein gutes Wort zu hören. Der Vater hielt ihn streng in Zucht, die älteren Knechte wollten nicht viel von ihm wissen, außer wenn sie ihn hänselten.

Jetzt war der Peter auf einmal ein großer Bauer geworden. Ein baumstarker Lackl war er dahergewachsen, mit breiten Schultern und knochigen Fäusten.

Trotzdem hatte es einen gewaltigen Haken mit ihm. Den Peter plagten die Geister, ließen ihm Tag und Nacht keine Ruhe und „tratzten" und foppten ihn auf Weg und Steg. Es gibt solche Menschenkinder, denen sich die übersinnliche Welt mit ihren Erscheinungen gewaltsam aufdrängt, mögen sie nun damit einverstanden sein oder nicht. Der Glaube wurzelt fest im Volk.

Wo sich irgend etwas „marte", wie man für die Meldungen der Gespenster zu sagen pflegt, war es gewiß der Peter, zu dem es kam. Und Gespenster oder „Pestilenzen" gibt es ja bei uns im Lande genug.

Von den Franzosenkriegen sind viele solche verfluchte Seelen zurückgeblieben, die nun ihre Passion darin suchen, die Lebenden auf alle mögliche Art zu necken. Viele unter dem Kriegsvolk, das damals in unser heiliges Land Tirol kam, sollen ja nicht einmal getauft gewesen sein oder sich wenigstens schon bei Lebzeiten dem Höllischen verschrieben haben. War ja der Kaiser Napoleon selbst ein Bruder des Beelzebub. Das hat der Pfarrer oft genug von der Kanzel gepredigt. Also muß es auch wahr sein.

Wenn der Peter in der Nacht etwas spät vom Wirtshaus heimging, hatte er wahre Leidensstationen durchzumachen. Oft bekam er schon, kaum daß er die Dorfgasse betreten, eine schallende Ohrfeige ins Gesicht, oder es strich ihm eine eiskalte Hand über die Wangen, oder es lupfte ihn eine Pestilenz von rückwärts plötzlich tückisch an beiden Füßen in die Höhe.

Das war noch das mindeste unter den Gewalttaten, die er zu erdulden hatte. Gewöhnlich lag zuletzt noch vor seiner Haustür irgend ein schwarzes Ungeheuer, das ihn anknurrte und erst wich, wenn er ihm das geweihte Skapulier zeigte.

Der Peter war in alle frommen Brüderschaften eingeschrieben. Es wollte jedoch alles nichts nützen. So fand er sich zuletzt völlig in sein Los und trug es mit Geduld, ja sogar mit einer Art ruhiger Würde, als ob es ein öffentliches Amt wäre. Nun ja, was stand er schließlich auch dem Dorfvorsteher oder dem Kirchprobst nach! Die hatten ihr Amt unter den Lebenden. Er war nun einmal dazu bestimmt, sich mit

allen den mehr oder minder bösartigen Pestilenzen der Umgebung herumraufen zu müssen.

Als Bub hatte der Peter viel in den Gesindestuben gehockt und hatte auf die Gespenstergeschichten von den verfluchten Sennern, den Geizhälsen, die nachts auf einer einsamen Wiese graben, den Lügenmäulern, die ein Zentnergewicht an der feuerrot glühenden Zunge schleppen, und tausenderlei mehr gehört. Das hatte sich alles der jugendlichen Phantasie fest eingeprägt, war ihm zur Überzeugung geworden und gewann Form und Gestalt wie das Leben unter der Sonne. Kaum irgend eine Erscheinung gab es, die dem Peter nicht schon zugestoßen wäre. Man nannte ihn deshalb in der ganzen Gegend allgemein nur den Pestilenzen Peter.

Mit der Zeit hatte er es in seinem Glauben zu einem ganzen System gebracht, das immer eingehender ausgebildet wurde. Er sprach auch fast von nichts anderem mehr als von seinen Erlebnissen mit den Geistern.

Der Peter hätte nun recht gut heiraten können. Er war ein schmucker Bursch und gut in den Zwanzigern. Manche Dirn im Dorf hatte ein Auge darauf, nicht allein, um Gfrörerbäuerin zu werden — der Besitzer des Hofes war für seine eigene Person ebenfalls anziehend genug.

Der Pestilenzen Peter tat aber nichts dergleichen, obwohl ihm bezügliche Anträge in unverblümter Weise gestellt wurden und der Hof eine Hausfrau auch wohl hätte brauchen können.

Man weiß, wie weit man mit bezahlten Dienstboten kommt, wenn man schon noch so fleißig zum Zeug schaut, wie es der junge Gfrörerbauer tat. Bezahlte Leute bleiben eben bezahlte Leute, und eigene sind eigene. Ist man nicht immer gleich hinterdrein, so geschieht alles nur halb oder schleuderisch oder oft gar nicht.

Das wußte der Peter so gut wie irgend einer. Fragte ihn jemand, warum er nicht heirate, so machte der Peter das mitleidigste Gesicht von der Welt und meinte: „Was willst machen, wenn d'nit anders kannst. So g'scheut wär' i selber schon längst g'wesen. Aber es geht nit! Meiner Seel', es geht nit! Bei mir könnt's keine aushalten mit der ewigen Plag' von dö Pestilenzen. Dös werd' i schon allein tragen müss'n mein Lebtag lang, bis sie mir amal 's Glöckl läuten. Heirat'n? — Naa! dös möcht' i nit amal der alten Grundhuber Kathl antun!"

Und das wollte viel sagen. Die Grundhuber Kathl war die Häßlichste im Dorf. Sie hatte bis vor wenigen Jahren das Vieh auf der G'moanwiesen gehütet und war nun als Einlegerin, die jede Woche ein anderer Bauer in Wohnung nehmen und beköstigen mußte, in den wohlverdienten Ruhestand getreten.

„Is gut," sagte damals der Altvorsteher, „den Kühen hätt' ja mit der Zeit d' Milch im Leib sauer werden müss'n, wenn's dös schiache Raffelscheit[1]) no länger hätten anschau'n müss'n!" —

[1]) häßliches altes Weib.

So blieb alles auf dem Gfrörerhof beim alten. Der Michl, der noch unter Peters Vater selig als Knecht auf den Hof gekommen war, schaute zum ganzen Anwesen, schalt und rebellte im Haus herum. Man hätte es gar nicht vermeinen mögen, daß der alte Großknecht schon seine wohlgezählten Siebzig am Buckel hatte.

Dann waren noch zwei jüngere Knechte und ein Hüterbub auf dem Hofe. Zur Erntezeit mußten freilich immer noch etliche Mithelfer im Taglohn aufgenommen werden.

Der weibliche Teil der Ehhalten[1]) bestand bis vor kurzem nur aus der Cilli, die auch schon schneeweiß war, mit dem Michl beständig im Krieg lag, aber fleißig zur Küche und Hauswirtschaft schaute und eine gewisse Vormundschaft über den Bauer ausübte.

Sie hatte dem Peter, da er noch in der Wiege lag, schon die Schnuller mit Anis und Zuckerkandel gefüllt und war die lebendige Dorfchronik. An ihr fand der Peter auch die gläubigste Zuhörerin für seine Gespenstergeschichten.

Mit dem Frühjahr war ein blutjunges Diandl als Jungmagd auf den Hof gekommen, weil die Cilli ihre Jahre zu drücken begannen und sie die härtere Arbeit nicht mehr allein leisten konnte. Der Jungmagd lag die Arbeit im Stalle ob und auch sonst noch viel im Hause. Sie hatte den ganzen Tag zu laufen und zu springen und fleißig die Arme zu

---

[1]) Dienstboten.

rühren. Sie molk die Kühe, butterte, besorgte die Reinigungsarbeit, nähte und flickte für die Mannderleut'.

Das Agathel vom Moosbauern war ein recht flinkes und munteres Ding, in der Frühe die erste auf und abends die letzte zu Bett. Dabei ging ihr alles so rüstig vom Fleck, als ob ihr etwas Unsichtbares helfen würde. Das Agathel hatte keine guten Tage verlebt. Auf dem stattlichen Gfrörerhofe kam es ihm ganz fürstlich vor.

Seine Eltern waren arme Kleinhäusler in der Nachbargemeinde, mit desto reicherem Kindersegen. Das Agathel war die Drittälteste; das jüngste, ein Bub, lernte erst gehen — und auf den Winter sollte es wieder neue Nachkommenschaft daheim geben. Nicht umsonst meinten daher die Leute, das Diandl könne sich alle zehn Finger abschlecken, daß es einen so guten Dienst bekommen habe.

Sie sah es auch ein, war schön bescheiden und still und machte nichts aus sich, wenngleich ihr der Spiegel ein so hübsches Gesicht zeigte, wie nur wenige zu finden sind. Erstens fand aber das Agathel nicht Zeit, oft in den Spiegel zu schauen, und zweitens bestand ihr Spiegel nur aus einem kleinen Scherben, der noch dazu lauter Flecken hatte.

In einem Punkt ließ sich die Jungmagd aber nichts bieten — und damit war sie mit dem Bauer im größten Widerspiel. Das Agathel glaubte nämlich nicht an Pestilenzen und scheute sich auch nicht, hierüber ihre Ansicht offen auszusprechen. Freilich nicht dem

Bauer gegenüber. Da kam es höchstens zu einem schüchternen Wörtlein. Mit der alten Cilli setzte es aber oft erbitterte Fehden ab, wenn die beiden allein in der Küche waren.

Das Agathel spülte meistens das Geschirr ab, während die alte Dirn Erdäpfel für den nächsten Tag schälte oder Bohnen ausfiselte[1]). Dann drehte das Diandl im Eifer des Streites ihren Spülfetzen oft zusammen wie einen Strick, bis kein Tropfen Wasser mehr daraus rann. Die Cilli aber, die im Halbdunkel des Feuers unter dem Kessel am offenen Herd mit ihren alten Augen nicht mehr recht sah, schnitt sich gewöhnlich mit dem Schälmesser in den Daumen.

„Auh!" rief sie dann. „Jatz sagst mir no amal, es gibt keine Pestilenzen! Wer schneidet oan' denn da mittelt in Finger, als so a boshafte höllische Zwiderwurzen!"

„Dös is gar nit mögli!" erwiderte das Agathel. „Wer soll si denn da bei uns herunten no umanand treiben, wenn er amal g'storben is! Dö in Himmel kommen sein, denen b'langt's g'wiß nimmer nach der buckleten Welt da. Und nachher is ja der heilige Peterl aa droben beim Himmelstor. Zu was wär' denn der vom lieben Herrgott ang'stellt, wenn man da oben grad' ein und aus dürfet, wie man will! Dös wär' mir a schöne Ordnung! Naa, naa, Cilli, laß di nit auslachen!"

„Aber die höllischen Geister!" wandte die alte Magd

---

[1]) aus den Hülsen schälte.

ein, indem sie das Blut aus ihrem Daumen sog, damit keine wilde Eiterung darein käme.

„Dö erst recht nit!“ meinte das Diandl. „Dö sein alle mit faustdicke Ketten ang'schmiedet, daß sie si nit zwei Schritt von ihr'm Platzl rühren können. Und alle halbe Stund' schaut der höllische Schließmeister nach, ob wohl alles no in der Richtigkeit is.“

„Du red'st ja, als wenn d' selber schon amal drunt' g'wesen wärst!“ greinte die Großdirn und suchte einen alten Leinwandlappen aus dem Nähzeugkörbchen am Fensterbrett, den sie um ihren blutenden Finger band. „Die armen Seelen im Fegfeuer wirst mir z'letzt wohl nit aa no abstreiten wollen!“

„Ei ja!“ lachte das Agathel. „Dö sein froh, wenn man sie selber in Ruah' laßt, und haben g'wiß koa Lust nit, andere Leut' z' plagen!“

„Weißt, daß dös G'red' von dir eigentlich a arge Sünd is!“ sprach die Cilli, mit den Zähnen die beiden Fadenenden an ihrem Verband zusammendrehend. „Du bist ja a ganz ungläubiges Ding du! Dös hätt' i gar nia denkt von dir! Scham di!“ Damit nahm sie ihre Arbeit wieder auf. Es wurde geraume Zeit still in der Küche, bis das Gespräch wieder auf etwas anderes kam.

Inzwischen saß der Pestilenzen Peter beim Rösselwirt. Es ging heute dort recht lustig zu. Der Rösselwirt feierte seinen Namenstag und ließ einige Maß extra guten Röthel vom b'sundern Faß im Keller auffahren.

An einem Tisch bei der Stubentür saßen ein paar

Laubbieter. „I biet' a Laub!" — „An Hanger!" — „I halt' ihn!" — „Drei in Gleich!" — „Wer hat's Gleich?" — So schallte es kurz und gedrungen nacheinander wie kräftige Hammerschläge auf einen Schmiedeamboß. Zur Bestärkung gab es wohl auch öfter einen tüchtigen Faustschlag auf den Wirtstisch, daß die Gläser zu tanzen und klirren begannen.

Die Spielergesellschaft war aber heute nur Nebensache. Die eigentlich Begünstigten und zur Feier des Tages Geladenen saßen rund um den Tisch in der Herrgottsecke, wo der kleine Hausaltar mit seinen bunten Heiligenbildern, farbigen Holzleuchterchen, der bestaubten Spitzendecke und den Büschelstöcken mit künstlichen roten Nelken und weißen Hyazinthen oder Lilien zwischen den beiden zusammenstoßenden Stubenwänden seinen Platz gefunden hatte.

Am Tische, auf dem zwei Talglichter brannten, saß der Rösselwirt in seiner ganzen behaglichen Breite, dann der Altvorsteher Sauerwein, ein kleines Männlein mit vielen Falten im Gesicht und klugen lustigen Augen.

Der Kirchprobst und der Vorsteher fehlten ebensowenig wie der Schullehrer, der zum Unterschied von seinen sonstigen Amtsgenossen ein recht stattliches und wohlgenährtes Aussehen zur Schau trug. Er hatte eine reiche Bauerndirn vom Dorf geheiratet und saß in einem recht warmen Nest, war auch Gemeinderat und bewirtschaftete in den auf dem Lande nicht karg bemessenen Ferien seine Acker und Gründe. Außerdem hockten noch mehrere erbgesessene Bauern um den Tisch, darunter auch der Pestilenzen Peter.

„Is dir heut' Nacht nix zug'stoßen, Peter?" fragte der Limmetzer Wastl, indem er, sich mit dem Ellbogen auf die Tischplatte stützend, sein Weinglas langsam gegen den Gfrörerbauern schob, um mit demselben anzustoßen.

„Heut' Nacht war's ganz grausli, schier nit zum verzählen!" meinte der Peter, indem er dem Limmetzer Bescheid tat.

„So verzähl's do!" ermunterte der Rösselwirt. Die Gesellschaft rückte näher zusammen. Der Reiz des Geheimnisvollen ist jedem Naturmenschen von der Wiege angeboren. Wenn er sich auch noch so sehr dagegen sträubt, ein Wort, eine Miene . . . die Neugierde ist wieder rege und die Lust am Schauerlichen, am Gruseln.

Alle Zuhörer des Peter kannten ihn und seine Geschichten schon längst. Dennoch lauschten sie immer wieder von neuem. Es kommt über die Seele so eine Art Gefühl wie über den Körper etwa durch einen zu großen Schluck Branntwein. Das zieht zusammen und brennt und macht Schaudern. Prrrh!

So gab der Peter denn seine neueste Geschichte zum besten. Er sei gerade im ersten Schlaf vor Mitternacht gewesen. Da rückt's mit seiner Bettstatt allmählig in die Höhe, langsam, immer höher, bis an die Kammerdecke, daß er glaubte, „iatz und aber" müsse es ihn da oben zu dem reinsten „Patz"[1]) drücken. Rechtzeitig habe er noch das Skapulier der

---

[1]) Brei.

Aloisi-Bruderschaft erwischt. Da war der Pestilenz der Atem ausgegangen, und das Bett stampfte wieder auf den Fußboden nieder. Er habe es noch gehört, wie es in der entgegengesetzten Ecke der Kammer halblaut fluchte — und der Fluch habe beiläufig gelautet, wie: „Himmelsackra! Der damische Malefizzipfel der!“ Dann sei es still gewesen, und er habe ruhig weiterschlafen können.

„Was ist das nachher g'wesen?“ fragte der Altvorsteher, indem ein schelmisches Schmunzeln um seine Mundwinkel ging.

„Dös soll a andrer erraten, nit i!“ erwiderte der Peter voll Ernst. „Es gibt so verschiedenartige Pestilenzen. Aber dö lassen sich alle mitsammen in zwei Gattungen bringen: Solche, dö dem Menschen was z' Leid tun, und solche, dö ihm nix tun. Die ersten sein natürlich die zwidern und ganz einteufelten, vor dö uns alle Heiligen bewahren sollen. Die allerschlimmsten sein aber dö, dö nit g'rad z' Mitternacht ihr Unwesen treiben, sondern aa zu jeder andern Tagsstund', im hellichten Sonnenschein!“

„Dös is amal vom Grund aus erlogen!“ polterte ein kurzer stämmiger Bauer, indem er seine Reggelpfeife[1]) am Tischrand ausklopfte und sich eine neue zu stopfen begann.

Der langgeschossene Sturmer Hias neben ihm, mit dem zerzausten Schnurrbart, den vorstehenden Backenknochen und der Hasenscharte in der Oberlippe, der

---

[1]) ganz kurze Stummelpfeife.

sonst nie etwas zu sprechen pflegte, schob seinen Tabaktschück[1]) von der rechten auf die linke Seite im Mund und spie durch die Scharte den Saft im weiten Bogen über seinen Tischnachbar auf die Stubendielen. „Dös kann nit wahr sein! Muß es sagen, wie's is!" brachte er langsam und gedehnt hervor, schenkte sich ein neues Glas voll und versetzte den Tschück auf den früheren Platz.

Alle schauten jetzt mehr auf den Sturmer Hias, als auf den Peter. „Der Hias muß a bißl z'viel vom Röthel aufg'schüttet haben!" sagte der Vorsteher leise zum Schullehrer, „daß er heut' gar so g'sprachig is!"

Der Peter hatte eine Weile still geschwiegen. Dann ließ er seine Blicke wie mitleidig über die am Tisch schweifen und meinte ruhig: „Also nit glauben wollt ös es! Da seid's g'stimmt! Dös is no meinem Vater selig selber vorkommen. Auf unserer Schrötenalm hat si dö Pestilenz zeigt am brennlichten Mittag. Vor der Almhütten is er auf- und abgangen mit an aufg'spannten feuerroten Paradachl[2]) und an gelben Saum rund ummer. Ös könnt's den Pater Guardian von die Kapuziner fragen. Der lebt no. Der is damals aufi auf die Alm mit'n Weihbrunnkessel und sein' Hexenbuch und hat die Pestilenz vertreiben woll'n. Und was glaubst, was der verfluchte Senner da droben g'macht hat?"

„Na, was denn?" fragten mehrere am Tisch.

„Ausg'lacht hat er ihn!" sagte der Peter entsetzt.

---

[1]) Kautabak. [2]) Sonnenschirm.

„Da hat er aber recht g'habt!“ lachte der Schullehrer und blies eine dicke Wolke aus seiner langen Studentenpfeife.

„Hörst, wenn di nit no amal der Kohlschwarze bei lebendigem Leib holt, laßt i mi aa aufhängen!“ rief der Peter. „Wenn d'amal in der Früh' beim Aufstehen an anständigen Bratelg'ruch verspürst und siehst di selber am höllischen Rost langsam schmoren, darfst di gar nit drüber wundern. So an Menschen wie di kann a anders Los gar nimmer treffen!“

„Meinst?“ versetzte der Schullehrer kurz und blies den blauen Rauch in zierlichen Ringeln durch die dicke Stubenluft.

„Dös wundert mi aber do, daß es der Pater Guardian nit zustand 'bracht hat!“ murmelte der Steffl vom Runstbauern, ein halbwüchsiger junger Bursch, der es gern mit dem Peter zu halten pflegte.

„Wird's halt dazumal no nit recht verstanden haben!“ klärte ihn der Schullehrer auf. „Weißt, dös Teufelaustreiben is a heikliche Sach'. Bis man dös los hat, braucht's mehr Gstudi. Und is nur a Wörtel verkehrt, glei hat er di beim G'nack und dreht dir's so sanft um, als wenn d' lauter Butterwecken statt Beiner hättest.“

„Eppes muß damals schon g'fehlt haben. Dös glaub' i selber!“ legte sich der Peter wieder darein. „I trauet' mir übrigens schon, so einer Pestilenz 's Höllische aus'm Leib z'treiben!“

„Peter!“ rief der Altvorsteher über den Tisch. Nachdem er vorher den übrigen zugeblinzelt hatte, setzte er

nun eine ganz feierliche und geheimnisvolle Miene auf. „Gilt dös Wort?"

„Es gilt!" entgegnete der Peter fest.

„Gut!" fuhr der Altvorsteher fort. „Ös andern seid's Zeugen. Und a Mannswort darf bei uns in Tirol nit umg'standen[1]) werd'n! Du kannst mir an großen G'fallen tun, Peter. Auf meiner Schwoag[2]) bei der Riffianer Wand oben geht's seit a paar Wochen um!"

„Was d' nit sagst!" rief der Peter und schob sich auf der Bank näher zu dem Altvorsteher.

„Wie i 's sag'!" bekräftigte dieser. „Wundert mi, daß d' no nix g'hört hast davon. Es is aber auch a ganz b'sundere Pestilenz. Dort oben soll vor hundert Jahren amal a saubre junge Sennerin g'haust haben, a Madl wie Milch und Blut und flink wie a Radl. Dö hat mit an feschen Jagersbua a Techtelmechtel g'habt. Ganze Nächt' is er bei ihr droben g'sessen. Und daß da dö zwei nit den Rosenkranz miteinander 'betet haben, kannst dir wohl an die Finger herzählen und ausrechnen. Bald hat die Umgegend davon gewußt. Und do hat dös Diandl no die Keckheit g'habt, bei der Fronleichnamsprozession ihren Jungfernkranz auf-z'setzen, wo sie ihr schon lang hätten sollen den Stroh-kranz vor die Tür hängen. Die Straf' hat aber nit lang auf sich warten lassen. Am selben Tag gegen Abend is sie no zur Alm aufi. A alter Holzhauer is ihr auf'm Weg begegnet. Bis zur Hütten is sie

---

[1]) umgestoßen. [2]) Alm.

nimmer kommen. Der Alte hat ihr nachg'schaut auf ihrem Weg. Auf einmal ist sie vor seinen Augen verschwunden, als ob sie der Erdboden g'schluckt hätt'. Seitdem hat sie sich schon öfters da droben g'mart und wartet auf ihre Erlösung. Seit den letzten Wochen is sie viel um die Almhütten g'sehen worden. B'sunders am Morgen von hohen Frauentagen laßt's ihr koa Ruh' nit."

„Und morgen haben wir Maria Himmelfahrt!" sagte der Peter.

„Willst es epper morgen schon probieren?" frug der Altvorsteher.

„Natürlich! A gut's Werk soll man nie verschieben!" Der Peter trank seinen Wein aus, saß dann noch eine Weile schweigend da und brach plötzlich auf. Jetzt habe er die Art und Weise schon gefunden, wie der Pestilenz auf der Riffianer Schwoag beizukommen sei. Damit war er bei der Tür draußen.

„Du machst ihm no 's letzte Radl in sei'm Hirnkasten ablaufen und ihn ganz narrisch!" bemerkte der Schullehrer vorwurfsvoll zum Altvorsteher.

„An dem is nix mehr zu verderben!" versetzte der Altvorsteher. „Jedem Lappen g'fallt sei' Kappen!"

Der Peter ging unterdessen schweigsam nach Hause. Es passierte ihm nichts Ungeheuerliches, als daß ein altes Scheunentor am Weg ein Gesicht schnitt schier wie der Sturmer Hias und durch eine ellenlange Hasenscharte nach ihm zu spucken schien.

Das störte den Peter aber nicht weiter in seinem Simulieren. „Also a verwunschnes Diandl is es!" sagte

er für sich. „Schau, schau! Das is mir no nit unterkommen. Vielleicht is da droben auch a Schatz z' heben."

Mit dem Gedanken an den Schatz kam das Simulieren des Peter in etwas mehr irdische Regionen. Auf das Geld war er versessen wie je einer. Und dem Altvorsteher, dem er nicht so ganz grün war, würde er damit auch einen Tort spielen, wenn es ihm gelänge, den Schatz zu heben. „Und wenn auch koa Schatz da droben z'finden is," schloß er sein Nachdenken, „es is wenigstens a Verdienst für'n Himmel, wenn man einer armen Seel' zu ihrer ewigen Seligkeit verhilft!"

Der Peter legte sich schlafen, konnte aber keine rechte Ruhe finden, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, wenn man sich für das Aufstehen am nächsten Tage eine frühe Stunde vorgesetzt hat.

Noch vor zwei Uhr morgens wollte der Peter aufbrechen; denn bis zur Alm an der Riffianer Wand war es ein tüchtiges Stück Weges. Beim ersten Morgenschein mußte er aber droben anlangen, um die Pestilenz nicht zu verpassen.

Zur rechten Zeit machte sich der Peter auf den Weg. Er hatte eine gemslederne Umhängtasche bei sich. Einen Stock pflegt der Bauer auch zu den beschwerlichsten Wegen selten zu nehmen. In der Tasche befand sich etwas Mehl und Schmalz. Wenn die Sennerin auf der Alm zufällig nicht daheim wäre, wollte sich der Peter selbst nach der überstandenen Fährnis eine kräftige Brennsuppe da droben kochen, die ihm doppelt gut munden sollte.

Den meisten Raum der Tasche nahm aber ein großes Zinngefäß mit weitem Halse ein, in dem der Peter für gewöhnlich eine heilkräftige Tinktur gegen Frostbeulen aufzubewahren pflegte und in das er nun Weihwasser geschüttet hatte. Aus dem Krüglein bei der Türe nahm er selbst noch zuvor einen Weihbrunn und achtete sodann wohl darauf, daß er mit dem rechten Fuß voraus über die Schwelle schritt.

Als er gegen den Hochwald kam, begann es im Osten bereits lichter zu werden. Er beschleunigte seine Schritte und wischte sich zeitweise den Schweiß von der Stirn. Es war ein harter Weg. Und wie es einem armen Menschenkind auf solchen Pfaden oft ergehen mag, davon hat man Beispiele die Hülle und Fülle.

Die Tannennadeln knirschten unter den Füßen des Bergsteigers. Hie und da nahm eine über den steilen Weg kriechende Wurzel die Gestalt einer Schlange an, die empor zu züngeln und zu zischen schien.

In den uralten Waldbäumen rauschte der Morgenwind. Da und dort ließ sich schon ein heller Vogelpfiff vernehmen, oder ein früh munteres Eichkätzchen huschte von einem Wipfel zum andern und lugte in der immer heller werdenden Dämmerung in die Tiefe, was der einsame Mann zu dieser Zeit schon im Walde wolle.

Der Peter legte sich unterdessen in seinem Kopf einen ganzen Kriegsplan zurecht. Die verwunschenen Dirnen pflegten gewöhnlich in zwei verschiedenen Gestalten zu erscheinen, entweder engelhaft schön und bezaubernd oder höllisch häßlich.

In beiden Fällen handelte es sich aber darum, nach einem ausgiebigen Stoßgebetlein zur Muttergottes und allen Heiligen und Märtyrern herzhaft auf den Spuk loszugehen und ihn auf den Mund zu küssen, habe dieser nun die Gestalt eines zähnefletschenden Drachenmaules oder sei er so rosig und zart, wie die Lippen eines wunderschönen adeligen Fräuleins.

Gewöhnlich pflegten die Pestilenzen das auch selbst zu verlangen. Der Peter wischte sich wie in einer Vorahnung mit dem Rockärmel die Lippen und setzte seine Wanderung rüstig fort.

Als der Peter in die Nähe der Alpenhütte kam, zeigte sich schon das erste schüchterne Morgenrot auf den mächtigen Bergesgipfeln und vergoldete ihre in den klaren Himmel ragenden Zacken und Kuppen.

Es versprach ein herrlicher Tag zu werden. Keine Wolke zeigte sich am Himmel. Nur aus dem Hochwald stieg ein leichter Nebel, der sich über den Wipfeln der Bäume allmählig verflüchtigte.

Jetzt ließ sich schon deutlich das Trillern eines Finken vernehmen, der Gesang der Amsel und dazwischen der schrille mißtönige Schrei des Nußhähers.

Ein frisches Brünnlein plätscherte aus dem bemoosten Rohr auf der Almwiese und rann dann als munteres Bächlein dem Walde zu. Die Steine und das Erdreich hatte es in seinem Rinnsal ganz dunkelbraun gefärbt. Es war ein eisenhaltiges, gar kräftiges Wasser. Der Peter nahm einen Schluck aus der hohlen Hand; denn Kraft brauchte er ja zu seinem Vorhaben.

Dann machte er einen Rundgang um die Almwiese, überall zwischen die Baumstämme spähend, ob sich nichts Verdächtiges blicken lasse. Nichts regte sich. Nur hin und wieder klang von der Almhütte her das Schellen einer Kuhglocke, das sich recht unmelodisch in den Gesang der Vögel, der immer lauter und lebendiger wurde, mischte.

Doch, was war das! Auf einmal, da der Peter sich umwandte, kam es in der Dämmerung über die Wiese gegen das Brünnlein, langsam, öfter stehen bleibend, als ob es Atem holen wollte.

„Da haben wir dö Pestilenz!" murmelte der Peter zwischen den Zähnen und schlich von einer andern Richtung gegen das Almwasser, daß ihn das verwunschene Diandl nicht sehen möge.

Jetzt war er etwa zehn Schritte von der Erscheinung entfernt, die sich zum Brunnenrohr niederbeugte und sich das Gesicht zu waschen begann.

„Arm's Diandl! Arm's Diandl!" flüsterte der Pestilenzen Peter mitleidig für sich. „Jatz glaubst wohl, daß du dir dei' Todsünd' abwaschen kannst von der Seel'! Ja, dös is nit so bald g'macht. Und mit dem dalketen Almwasser aa no dazu, dös koan kirchlichen Segen hat und nix!"

Dabei holte er das Zinngefäß mit dem Weihbrunn aus der Ledertasche, machte ein paar Schritte vorwärts und tappte sodann mit halbgeschlossenen Augen, ein lautes: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!" hervorstoßend, auf die Pestilenz zu.

Jetzt hatte er sie in den Armen, jetzt küßte er sie

— und jetzt, wenn ihm nicht der höllische Gottseibeiuns gleich das Gesicht ins Genick setzte, mußte das verwunschene Diandl bald erlöst sein.

Sein Gesicht blieb zwar noch am richtigen Fleck, aber eine tüchtige Ohrfeige bekam er, daß ihm die Funken vor den Augen stoben wie ein Schwarm wild gewordener Heuschrecken. Er sah einen Augenblick lang gar nichts. Nur das verwunschene Diandl hörte er plötzlich hellauf lachen.

„Ja, der Bauer!" rief es, immer wieder vom Lachen unterbrochen. „Ja, Bauer bist denn ganz verruckt worden?"

„Den Teufel will i dir austreiben!" rief der Peter und schüttete aufs Geratewohl den ganzen Weihbrunn aus dem Zinngefäß dem Diandl ins Gesicht.

„G'waschen hab' i mi grad iatz!" lachte das Diandl. „Dös is nimmer notwendig." Damit warf sie die nassen Haare aus dem Gesicht. Der Peter riß die Augen weit auf und meinte, es müsse ihn vor Staunen der Schlag treffen.

„'s Agathel!" rief er. „Ja, wie kommst denn du da herauf?"

„Auf meine beiden Füß'!" versetzte das Agathel munter und trocknete sich das Gesicht mit der Schürze. „Fliegen hab' i no nit g'lernt, Bauer!"

„Und was tust da heroben?"

„Übernachtet hab' i bei der alten Schwoager Moidl, weil i heut' in Maria Einöd bei der Frühmess' sein will. I hab's bei meiner letzten Osterbeicht versprochen."

Maria Einöd war ein kleiner Wallfahrtsort mitten im Hochgebirge. An jedem hohen Frauentage hatte dort ein Pater aus dem Kapuzinerkloster die Messe. So verordnete es eine uralte Stiftung.

„Könnt' i völlig mit dir gehen!" meinte der Peter. „Dös schadet nie, wenn man's aa nit in der Beicht versprochen hat."

„Mir is recht. Geh'n wir mit'nander!" sagte das Agathel resolut.

Dann gingen beide in die Sennhütte, wo die Schwoager Moidl eben aufgestanden war und Feuer auf dem Herd machte. Die verwunderte sich nicht wenig, den Gfrörerbauern so früh bei ihr droben zu sehen.

Ob er denn auch nach Einöd wolle. Ja freilich. Dann möge er für sie fein was beten. Darauf ließ die Moidl einen mißtrauischen Blick über das Agathel gleiten.

Die alte Schwoagerin war ihr Lebtag lang häßlich gewesen und konnte ihre Tugend auch in der einsamsten Almhütte sicher genug wissen. Mit der Zeit bekam sie aber doch einen recht „galligen Gift" auf alle jungen Diandeln. Je älter sie wurde, desto mehr Böses traute sie jedem jungen hübschen Gesicht zu.

Als der Peter und das Agathel, nachdem sie die Brennsuppe zu sich genommen hatten, aufbrachen, hielt die Moidl das junge Mädchen bei der Schürze zurück und sagte ziemlich laut: „Weißt, Diandel, an andersmal suchst dir a anders Platzl für deine B'stellungen aus! Da heroben bei der Riffianer Wand werden

koane solche Gspusi geduldet! Merk' dir's und scham' di in Grund deiner Seel' eini!"

Das Agathel wußte einen Augenblick gar nicht, was es denken und von der g'spassigen Red' halten solle. Da ging ihm ein Licht auf, und es wurde purpurrot bis tief in den Hals.

„Laß mi mit deiner spitzen Lästerzung' in Ruh'!" fuhr das Diandl auf.

„Stell' di nur nit so!" versetzte die Alte bissig. „Mir machst nix weiß!"

Das Agathel wollte noch etwas erwidern; da rief der Bauer, ob sie nicht bald nachkomme.

„Nachkommen sollst!" spottete die Moidl. „So schleun'[1]) di do! Er erwart's kaum. Und i wünsch' recht gute Unterhaltung!" Damit verschwand sie unter der Tür. Das Agathel eilte sich, ihren Bauer einzuholen.

„Was hat's denn no geben mit der Moidl?" fragte der.

„O nix!" entgegnete das Agathel und blieb den ganzen, etwa eine Stunde weiten Weg bis zum kleinen Wallfahrtskirchlein still und schweigsam. Manchmal schluckte sie krampfhaft, als ob sie eine zornige Aufwallung hinunterwürgen wolle.

In Maria Einöd hörten die beiden recht andächtig die heilige Messe, die ein junger, krank und blaß aussehender Pater zelebrierte.

So ganz bei der Sache war der Bauer freilich nicht.

---

[1]) eile dich.

Seit dem Bussel, das er dem Agathel gegeben hatte, war es ihm im ganzen Leib so eigentümlich wirblig, daß er sich's gar nicht zu deuten wußte. Ob ihn nicht doch eine Pestilenz angeflogen war?

Der Pater gab den Segen. Die Messe war aus, und die Andächtigen strömten ins Freie. Ein herrlicher Frühsonnenschein lag über der Gegend. Auf Bäumen und Sträuchern, im Grase blinkte der Tau wie lauter farbige Grallen[1]) vom Rosenkranz der Jungfrau Maria selbst.

Auf dem Heimweg setzten sich der Peter und das Agathel an einer Waldblöße nieder und rasteten. Man genoß von da aus einen herrlichen Rundblick über das Tal, und der Peter konnte fast alle seine Wiesen und Acker mit freiem Auge zählen. Groß genug waren sie, daß man sie leicht sehen konnte.

Das Agathel hatte schon lange ein Gesicht gemacht, als ob es etwas sagen wolle; aber immer kam es nur zum Ansatz. Endlich nahm es sich ein Herz, als es so neben dem Bauer saß, der sich eine frische Pfeife angezündet hatte.

„Bauer!" sagte das Agathel, indem es das Schürzenband zwischen dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand drehte, „du erbarmst mir eigentlich!"

„Warum denn?" meinte der Peter, der sich ganz lustig aufgelegt fühlte und lange dünne hellgraue Wolkenstreifen aus seiner Stummelpfeife blies.

„Mit dei'm G'spensterglauben erbarmst mir!" ent=

---

[1]) Kugeln

gegnete das Diandl, mutiger geworden. „Schau' do amal abi ins Tal, wie da alles lacht und blitzt und leuchtet, daß es a Pracht ist! Und da soll der liebe Herrgott die toten Leut' umanand gehen lassen, damit sie die Lebendigen plagen! Dös heißt ja unsern lieben Herrgott für ganz an schlechten Menschen ausschreien, wenn man sowas glaubt!"

Das Agathel hatte sich immer mehr in Eifer gesprochen und brannte nun am ganzen Gesicht, als wenn sie gerade vom glühenden Herd gekommen wäre.

„Glaubst?" sagte der Pestilenzen Peter und sah das Diandl fast furchtsam von der Seite an. Er dachte aber offenbar an anderes, sonst hätte er vielleicht mehr erwidert.

„Freilich glaub' i's, und das fest aa no! Und i gäb' viel drum, Bauer, wenn i dir dö Dummheiten austreiben könnt', daß d' endlich amal g'scheuter wurd'st. Schau', du bist ja selber der geplagteste Mensch dabei und hast koan Fried' bei Tag und Nacht!" Das Agathel erstaunte selbst über den Mut, den es sich dem reichen Bauern gegenüber herausnahm. Sie erwartete es eigentlich jeden Augenblick, daß er sie recht tüchtig anschnarren würde.

Der Peter aber biß eine Weile auf seinen Pfeifenspitz und sagte gar nichts. Das Begebnis am Almbrunnen ging ihm immerwährend durch den Kopf, wie ein Wasserrad, das sich dreht und den Bach schäumen macht und die hellen glitzernden Tropfen hinausstiebt in den Sonnenschein.

Es wurde bei dem Nachsinnen etwas heller und

immer heller in dem Kopf des Bauern. Zuletzt kam er sich völlig lächerlich vor und schämte sich vor der jungen Dirn an seiner Seite. Wie er nur das Agathel für ein Gespenst hatte ansehen können! Das war doch das munterste Leben, das sich denken ließ.

Das Agathel hatte seine Meinung an den Mann gebracht und zog nun, da der Peter weder eine Miene machte, zu antworten noch auch aufzubrechen, ein altes schweres Gebetbuch aus der Rocktasche, das von der Urgroßmutter herstammte.

Sie wollte noch in aller Geschwindigkeit Glaube, Hoffnung und Liebe erwecken; denn dazu war ihr während der Messe nicht mehr Zeit geblieben.

Kaum war sie über die ersten Gebetsformeln glücklich hinaus, fragte der Gfrörerbauer neben ihr: „Was wolltest nachher geben, wenn i g'scheuter würd'?"

Das Agathel klappte das Buch eilig zu und meinte: „Das Gnadenpfennigel von Altötting amal g'wiß!"

„Und was no?"

„Und die rote Schnur um an Hals!"

„Und?"

„Und's Gebetbuch von der Ahnl aa no, wenn's grad' sein müßt'!" schloß das Agathel, etwas schweren Herzens.

„Schau," sagte der Peter, „vielleicht kannst es no viel billiger haben." Dabei rückte er ganz nahe an sie heran und schlang den Arm um sie. „Wenn d' mir halt no a Bussel geben wolltest, Agathel? I weiß nit, seit dem ersten is es ganz anders worden in mir drinnen. Es hat mir's ganze Blut aufg'wiegelt.

Und i glaub' völlig, das könnt' mir zu guterletzt helfen!"

Das Agathel rückte erschrocken von ihm weg. Der Peter ließ sie aber nicht mehr los, bis ihm endlich das Diandl hell lachend einen lauten Schmatz auf den Mund drückte und dabei meinte: „Da hast es halt, du narrischer Kunt[1])!"

Es ist nach einer Weile ganz still droben geworden am Waldesrand. Zwei glückliche Leute sind dort gesessen. Nachdem sie sich zuerst gar viel zu erzählen gewußt, war ihnen zuletzt das „Trumm"[2]) ausgegangen, wie es bei Liebesleuten oft zu geschehen pflegt, wenn sie vernünftig zu werden beginnen. — —

Im Spätherbst ist eine junge Bäuerin auf den Gfrörerhof gezogen. Es gab viel Gerede und Gespötte im Dorf, als der Peter mit dem armen Agathel Hochzeit hielt. Aber das ging zumeist von neidischen Zungen aus, deren Besitzerinnen sich selbst allzugern auf dem stattlichen Hof gesehen hätten und dem notigen Häuslerdiandl sein Glück nicht vergönnen wollten.

Das, was dem Agathel gelang, ist doch keiner von ihnen gelungen — nämlich, daß sie dem Peter seine Pestilenzen gründlich aus dem Kopf getrieben hat.

Die alte Cilli meinte am Hochzeitstag freilich, nun sei erst die wahre Pestilenz auf den Gfrörerhof gekommen, und sie begreife es gar nicht, wie das Diandl so etwas zu Wege gebracht habe. Stille Wasser

---

[1]) Kerl. [2]) Stoffende, Stück.

gründen tief, und da sehe man wieder einmal den Nutzen davon, wenn man an einem hohen Frauentag nach Maria Einöd wallfahrten gehe.

Im Grunde ihres Herzens war die Cilli aber eine gute Haut und neidete es der jungen Bäuerin nicht. War doch für sie eine günstige Wandlung mit dem Agathel vor sich gegangen, da es ihr niemals mehr widersprach, wenn die Rede auf die Pestilenzen kam.

Nach einem Jahr wußten wieder gewisse Leute im Dorf zu munkeln, das Agathel habe eigentlich auf dem Gfrörerhof die Hosen an. Wie dem auch sein mag, der Peter befand sich gesund und wohlauf dabei und glaubte an die Geister schon gar nicht mehr, seit er sein eigen Fleisch und Blut als einen starken Buben mit dicken roten Backen in der Wiege herumschlögeln[1]) sah. Und einen Schatz hat der Peter auf der Riffianer Schwoag auch gefunden.

---

[1]) zappeln.